

„Um eine solche Albernheit, wie es das Duell ist, ein dickes Buch zu schreiben, wäre frivol; das Duell ist das nicht wert.“ konstatierte der Historiker Georg von Below 1896. Die Historikerin Ute Frevert wehrte sich zunächst weniger gegen die Frivolität als dagegen, die Forschungsarbeit mehrerer Jahre solchen gewaltverherrlichenden Männerritualen zu widmen. Doch im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen entdeckte sie, vielleicht begünstigt durch den Blick einer „Fremden“, der einer Frau bei dieser Materie leichter möglich ist, daß eine Geschichte des Duells einen Schlüssel darstellt zur Erklärung und zum Verständnis der bürgerlichen Gesellschaft und des männlichen Selbstverständnisses des 19. Jahrhunderts. Sie weiß diesen Schlüssel virtuos zu handhaben und hat mit ihrer Geschichte des Duells einen wichtigen Beitrag zur Gesellschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts geleistet. Die Arbeit ist ausgezeichnet geschrieben und bereitet großes Lesevergnügen.

Nachdem die „man-Geschichte“ des 19. Jahrhunderts allmählich durch die Frauengeschichte korrigiert und erweitert wurde und wird, folgt mit Ute Freverts großartiger Studie zum Duell eine der ersten Ergänzungen in Richtung Männergeschichte, die hoffentlich weitere, ähnlich qualitätvolle Arbeiten zur Geschlechtergeschichte auslösen wird.

Margret Friedrich, Salzburg

Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg. (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 84) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1989, 398 S., 39 Tab., öS 610,00/DM 78,00, ISBN3-525-35747-8.

Die Verfasserin dieser 390 Druckseiten starken zahlen- und tabellenreichen Bielefelder Dissertation stellte sich die Aufgabe, ein frauengeschichtliches Thema mittels Verknüpfung der Methoden der traditionellen Strukturgeschichte mit der modernen Erfahrungsgeschichte zu untersuchen. Sie läßt sich dabei von drei großen Fragestellungen leiten: 1. Welche Veränderungen brachte der Erste Weltkrieg für die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der städtischen Arbeiterfrauen mit sich; 2. Inwieweit waren diese Veränderungen über das Kriegsende hinaus wirksam; 3. Welche von ihnen verbesserten längerfristig die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiterfrauen?

Daniel geht an die erste Frage zunächst auf der Grundlage statistisch erfaßbarer Daten heran und stellt (nach gründlicher Abwägung diverser Zahlenquellen) aufgrund der bei den Krankenkassen erfaßten pflichtversicherten Frauen, die in einem regulären Arbeitsverhältnis standen, fest, daß deren Zahl sich während des Krieges um 17% steigerte. Dieser Anstieg ist jedoch bei Berücksichtigung der seit 1890 erfaßten weiblichen Versicherungsmitglieder unter dem langjährigen statistischen Durchschnitt (z.B. 1889/1893: +30%; 1905/1909: +22%), sodaß die „Pflichtversichertenzahlen ... keineswegs auf eine große, sondern vielmehr auf eine bemerkenswert geringe Auswirkung des Krieges auf die Entwicklung der weiblichen Erwerbstätigkeit“ (42) verweisen. Die militärischen

und zivilen Behörden bemühten sich besonders ab 1916, als man nach den Sommerschlachten den ungeheuren Bedarf an „Menschen“material für die neue und ungeplante Art der Kriegsführung erkennen mußte, um eine Mobilisierung der Frauen für die Kriegsindustrie. Der dort ständig herrschende Arbeitskräftemangel konnte durch Änderung des legislativen und organisatorischen Rahmens aber bei weitem nicht behoben werden. Die Gründe für das Scheitern dieser Versuche sind vielfältig: Die kriegswichtigen Industrien waren auf Facharbeiter angewiesen, und behielten diese, die zugleich als Rekruten von der Heeresleitung angefordert wurden, mit allen organisatorischen Mitteln solange es ging als zeitweise „zurückgestellte Kriegsverwendungsfähige“. Industrie wie Landwirtschaft bevorzugten als Ersatzarbeitskräfte für eingezogene Männer Kriegsgefangene und ausländische Arbeitnehmer gegenüber Frauen. In der zögernden Bereitschaft, die eingezogenen männlichen Arbeitskräfte durch einheimische Frauen zu ersetzen, hatten Unternehmer wie Gewerkschaften eine ähnliche Haltung, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven. Die Arbeitgeberseite konnte von einer Senkung der Lohnkosten durch den Einsatz von Kriegsgefangenen kurzfristig profitieren, die männlichen Arbeitnehmer fürchteten längerfristig über das gedachte Ende des Krieges hinaus die weibliche Konkurrenz und den Lohndruck.

Bemerkenswerter erscheint eine Umschichtung der weiblichen Arbeitnehmer in den und innerhalb des sekundären und tertiären Sektors, die längerfristig schon vor dem Ersten Weltkrieg eingesetzt hatte und bis in die 20er Jahre dauerte und während des Krieges akzeleriert wurde: Landarbeiterinnen, Dienstmädchen und Arbeiterinnen aus der Textilindustrie und anderen Branchen, die während des Krieges stagnierten, strömten in die bislang männlich dominierte und höher bezahlte Metall-, Elektro- und Chemieindustrie. In diesen Branchen ermöglichte es die Kriegskonjunktur vielen Frauen aus schlechter bezahlten Tätigkeiten oder solchen, die mit größeren persönlichen Abhängigkeiten erlebt wurden, wegzugehen. Aus dem bewußt vorgenommenen Wechsel der Berufsfelder und aus dem großen Interesse von Frauen an Büroarbeit in militärischen, staatlichen und halbstaatlichen Organisationen schließt Daniel, daß diese Frauen den Wechsel aus eigenem Entschluß vornahmen und „subjektiv als Chance zur Verbesserung ihrer Situation“ (261) wahrnahmen.

Insgesamt verringerte sich der Unterschied zwischen Männer- und Frauenlöhnen während des Krieges um einige Prozentpunkte, mit der Analyse einiger Branchen weist die Verfasserin nach, daß während des gesamten Kriegsverlaufes die Minderbezahlung von Frauen bestehen blieb, „in Tätigkeiten, in denen Männer nachprüfbar mehr verdient hatten ebenso wie im Akkord oder in Überstundenvergeltungen“ (112). Den feststellbaren Nominallohnsteigerungen aller Arbeitskräfte stand jedoch ein zunehmender Reallohnverlust gegenüber. Gerade Frauen mit Kindern sowie Frauen in den Ballungsräumen waren dieser Entwicklung besonders ausgesetzt. Frauenarbeit wurde also nicht nur nicht in überdurchschnittlichem Ausmaß von Industrie und Landwirtschaft nachgefragt, sondern auch von den Frauen selbst als ungeeignete Alternative zur Verbesserung ihrer Alltagssituation erkannt. Übrigens scheiterte die

Arbeitsmobilisierung von Studentinnen trotz großer Worte aus der Führungsebene von Studentinnenvereinen auch am Desinteresse der kriegsorientierten Industrien an ungebildeten weiblichen Arbeitskräften, deren Agitationspotential man überdies fürchtete: Im Herbst 1917 meldeten sich von ca. 5.000 Studentinnen aller Universitäten Deutschlands nur 300, von denen 250 in eine Arbeit vermittelt wurden.

Die Frauen, die während des Krieges tatsächlich oder potentiell einer Lohnarbeit nachgingen/gehen konnten, lassen sich in vier Gruppen unterscheiden: 1. Diejenigen, die – wie weiter vorne gezeigt wurde – durch die Kriegskonjunktur eine Chance zur subjektiven Verbesserung ihrer Arbeitssituation erhielten und nützten. 2. Die Frauen aller eingezogenen Männer bekamen eine Familienunterstützung, die sog. Kriegerrente. In kleinen Städten und größeren Gemeinden, deren Bewohner/innen in ihr landwirtschaftliches Umfeld noch eingebunden waren, genügte diese Kriegerrente, weil die Beschaffung von notwendigen Materialien immer stärker ohne Geld, sondern über den Austausch von Sachgütern und Dienstleistungen erfolgte. In den Großstädten sahen sich die Kriegerfrauen mit einem Entzug der Familienunterstützung konfrontiert, wenn sie zuviel verdienten und versuchten daher in verstärktem Maße, Heimarbeit zu bekommen. 3. Gab es jene Gruppe von Frauen, die zum erstenmal gezwungen war, selbst Geld zu verdienen, sei es weil der Familienerhalter gefallen war, oder weil ihre Bedürftigkeit vom Staat nicht erkannt bzw. von den Frauen selbst nicht zugegeben wurde. Sie vertraten entweder ihre Männer direkt an deren Arbeitsplätzen (Beispiel: öffentliche Nahverkehrsbetriebe) oder suchten nach Heimarbeit (v.a. Näharbeiten von Uniformen, Gewehrschloßhüllen, Sandsäcken, Patronen und Granatenkörben, Gasschutzmasken, Brotbeutel), in die größere Kinder und rüstige Verwandte ebenfalls eingespannt werden konnten. Die Entlohnung war infolge des Überangebots an Heim-Arbeitskräften und der Arbeitsorganisation im vorindustriellen Verlagssystem sehr niedrig, sodaß paradoxerweise Militärbehörden als Kontrolle der ordentlichen Lohngestaltung einschreiten mußten, damit die „Endverbraucher“ unter einer sinkenden Qualität infolge des Lohndrucks nicht zu leiden hatten. 4. Gab es während des Krieges besonders unter der weiblichen Arbeiterschaft der Textilindustrie eine hohe Arbeitslosigkeit, die infolge Rohstoffmangels strukturell bedingt war und nur graduell durch industrielle Uniformproduktion beseitigt werden konnte. Diese Frauen erhielten eine staatliche Familienunterstützung, weil man sie im Falle, daß sie Kinder und andere zu unterstützende Angehörige hatten, nicht so einfach an den Ort einer Rüstungsproduktion übersiedeln konnte.

Unabhängig davon, aus welcher Gruppe das Familieneinkommen herstammte, war die alleinige Verfügung über dieses eine Erfahrung für mehrere Frauengenerationen, die nicht mehr so leicht aus dem Bewußtsein zu verdrängen war.

Im Bereich der innerfamiliären Reproduktion führte nach einem einfachen Wahrnehmungsmuster der Rückgang der Zahl der Väter zu einem Rückgang der Zahl der Kinder, stand einer „Männerdezimierung“ ein von Frauen selbst abwertend so genannter „Frauenüberschuß“ gegenüber, führten die schlechten materiellen Lebensbedingungen zu einer immer höheren Sterblichkeit unter Säuglingen und Kleinkindern. Differenzierter

betrachtet zeigt sich, daß die von Seiten der Militärbehörden unter den Rekruten verbreiteten Methoden zur Vermeidung von Geschlechtskrankheiten teilweise auch zur Anwendung bewußter Familienplanung führten und damit, früher von der städtischen Bevölkerung praktiziert und statistisch erfaßbar, die Grundlage zu einem gesteuerten Sexual- und Gebärverhalten legte, das auch nach dem Krieg weiter praktiziert wurde. Politiker und Journalisten erörterten die Ursachen für den Rückgang der Geburten, der Diskurs über Sexualität wurde öffentlicher und blieb es nach dem Kriege, wenngleich dieser Diskurs auch meist von Seiten des Staates und der männlichen Öffentlichkeit an die Frauen Forderungen stellte, deren Vorstellungen hingegen nur höchst selten wahrnahm. Durch die Feldpostbriefe und die Zunahme brieflicher Mitteilungen in allen Schichten der Bevölkerung waren die an der Front dienenden Männer jederzeit über die (schlechte) Situation ihrer Angehörigen informiert, dieses Kommunikationsnetz ließ die Familie und ihr Wohlergehen längerfristig für die Politiker zu einem nicht mehr zu vernachlässigenden Faktor ihrer Absichten werden. Der Krieg führte zu einer rigoroseren gehandhabten Anwendung der schon bestehenden Bestimmungen für Wöchnerinnen (Wöchnerinnenschutz, finanzielle Beihilfe) und wurde 1915 auf Nichtversicherte und uneheliche Mütter ausgedehnt. Diese staatliche Mütterunterstützung wurde ebenso wie die Einrichtung der Wohlfahrtsämter (Familienunterstützung, Maßnahmen für Jugendliche) zur Institution, die längerfristig die Idee vom sozialen Wohlfahrtsstaat mitformte.

Daniel betont auch, daß das Schlagwort von der Mobilisierung der weiblichen Arbeitskräfte während des Krieges einen wesentlichen Lebens- und Alltagsbereich von Frauen außer Acht läßt: Auch Frauen, die keiner Lohnarbeit nachgingen, arbeiteten, indem sie Kindern und anderen Angehörigen durch hausfrauiche Tätigkeiten das Aufwachsen bzw. Leben ermöglichten und die materielle wie emotionelle Versorgung der Angehörigen von eingezogenen Männern übernahmen. Und die Führung eines Haushaltes, bei dem der männliche Einkommensbeschaffer ausfiel, wurde bei zunehmender Verknappung und Verteuerung der Lebensmittel und Brennstoffe immer schwieriger.

Anfang des Jahres 1917 schätzte Generalstabschef Hindenburg, daß 70% der vorhandenen verfügbaren Nahrungsmittel vom Heer verbraucht würden, das Chaos der staatlichen Bewirtschaftung des verbleibenden Restes wurde auch durch die Errichtung eines Kriegsernährungsamtes 1916 nicht verbessert, von den (Kriegs-)Industrien selbst Schleichhandel betrieben, um ihre Arbeitskräfte bei Leistung und Laune zu halten, von den Städtern Hamsterfahrten aufs Land unternommen. Den Zusammenbruch des Nahrungsmittelmarktes erlebten alle Frauen als Eingriff in ihren eigenen hauswirtschaftlichen Handlungsspielraum. Mit Hilfe von bürgerlichen Frauenvereinen versuchte der Staat, die Hausfrauen der Arbeiterschaft zu sparsamer Verwendung der Ressourcen anzuhalten, sie wurden belehrt, aber zugleich damit die Wichtigkeit ihrer Tätigkeit offiziell zur Kenntnis genommen. Rationierung der Lebensmittel führte zu Normverbrauchsgößen, die zu erhalten de facto oft gar nicht mehr möglich war, kleinere Vermögensdelikte unter Frauen nahmen zu, Mütter stahlen und hungerten für ihre Kinder. Die Ernährungsprobleme wurden

so zu einem Politikum, das Frauen auch als solches zunehmend erkannten, wenn sich in den Lebensmittelschlängen und Hamsterfahrten die weibliche Sicht der Dinge gegen die öffentlich verordnete Sinnstiftung des Krieges stellte. Der Staat versuchte mit seinem 1915 eingerichteten Kriegspresseamt die Öffentlichkeit in seinem Sinne zu beeinflussen, trotz Einsatzes auch des modernen Mediums Film (1917 Gründung der UFA) gerieten die Techniken der subtilen Meinungsmanipulation nicht zur vollen Blüte und Wirkung. Dies sollte erst während des Zweiten Weltkriegs erreicht werden ...

Anzumerken wäre, daß Daniels Werk in einzelnen Aspekten auch über die Frauen anderer Schichten während des Krieges etwas aussagt, daß die weiblichen Pflichtversicherten sich sicher nicht alle der Arbeiterschaft zurechneten, daß definitorische Abgrenzungen zur Kleinbürgersfrau fehlen, die Aktivitäten der bürgerlichen Frauenvereine bei der Organisation des Kriegsalltages nur marginal vorkommen, daß aus all dem sichtbar wird, daß die Kategorie Geschlecht mindestens ebenso wichtig für die historische Analyse ist wie das Kriterium der Klasse bzw. Schicht. Mehr zählt für mich, daß ich nach der Lektüre dieses ausgezeichneten Buches eine ähnliche Untersuchung für Österreich vermissen werde. — Eine abschließende Frage an Verlag und Benützerinnen des Buches: Sind „gelumbackte“ Bücher wirklich soviel billiger als fadengeheftete, müssen wir uns gefallen lassen, daß die Früchte wissenschaftlichen Werkens in so schäbiger Verpackung zu konsumieren sind?

Gunda Barth-Scalmani, Salzburg

Carolyn Steedman, *Landscape for a Good Woman. A Story of Two Lives*. London: Virago 1986, 144 S., öS ca. 154,00/£ 5,50, ISBN 0-86068-559-4.

Dieses Buch handelt von der Ordnung der Geschichten. Es ist ein autobiographisches Buch und eines, das nach dem Ort fragt, der Geschichten zukommt, die nicht in den zentralen Geschichten und Interpretationen einer Kultur repräsentiert sind. Ausgangspunkt für die theoretische Auseinandersetzung mit Psychoanalyse und Feminismus, britischer Kulturkritik und historischer Wissenschaft ist die Evidenz autobiographischer Erinnerung. Im Zentrum dieser Erinnerung stehen die Kindheiten von zwei Mädchen aus der englischen Arbeiterklasse. Carolyn Steedman erzählt von ihrer eigenen Kindheit, gelebt in den 50er Jahren in Süd-London und von der ihrer Mutter, einer Weberstochter, aufgewachsen im nordenglischen Burnley der 20er Jahre. Die Geschichten, oft sind es Träume und Bilder, entlang derer die Autorin den Prozeß der schriftlichen Erinnerung organisiert, handeln von Erfahrungen, die aus zentralen Interpretationsmodellen der britischen Gesellschaft ausgeschlossen sind. In den Anfangskapiteln „Die Weberstochter“ und „Der dünne Mann“ rekonstruiert Steedman anhand von *Case-Studies*, also analog zu den Freud'schen Falldarstellungen, Bilder ihrer Mutter und